



Simone Pika ist Professorin an der Universität Osnabrück. FOTO: JENS KÜSTERS

Ein treuer Geschenkgeber mit Sinn für Spaß

Simone Pika ist Professorin für vergleichende Kognitionsbiologie an der Universität Osnabrück. Im Gespräch mit **Jonas Stein** hat die renommierte Verhaltensbiologin über die kommunikativen Fähigkeiten und Anpassungsfähigkeiten von Raben gesprochen.

Frau Pika, was finden Menschen so faszinierend an Raben?

Simone Pika: Der Rabe ist das Non-plusultra einer besonders aktiven Vogelfamilie. Das Gefieder zeigt irisierendes Grün, Blau und Purpur und schimmert im Licht wie ein schwarzer Taupropfen. Auch die Territorialrufe von Raben sind für mich etwas ganz Wunderbares. Sie fallen durch mutige und schlaue Verhaltensweisen auf. So werfen sie Nüsse auf die Straße, damit diese von Autos geknackt werden und legen zugefrorenes Fleisch auf warme Kamine auf Dächern zum Auftauen.

Diese Tiere gelten als sehr schlau. Was können sie besonders gut?

Sie sind in der Lage, Rufe und Laute zu imitieren, wie zum Beispiel das Quietschen einer Türangel, Fröschquaken, menschliche Laute und Autogeräusche. Sie denken sich neue Lösungen für Probleme aus und sie haben „Spaß“. Zum Beispiel suchen sie sich Objekte, um wie mit einem Schlitten schneebedeckte Hausdächer herunterzurutschen, und vollführen die gewagtesten Flugmanöver.

Auf welcher Kommunikationsstufe kann man sie einordnen?

Raben verwenden wie wir Menschen Vokalisationen und Gesten und verknüpfen Signale, zum Beispiel bei ihrem Imponiergehabe. Hier bewegen sich Männchen und Weibchen wie in einem Tanz miteinander, wiederholen bestimmte Laute und verbeugen sich. Dieser Tanz scheint die Bindung zwischen den Paaren zu verstärken. Auch zeigen und offerieren sich Raben kleine Objekte, wie Steine, Moos und Zweige, um ihr Interesse zu bekunden. Menschliche Kinder fangen im Alter von neun bis zwölf Monaten an, ähnliche Gesten zu verwenden.

Wie sprechen Raben miteinander?

Raben kommunizieren anhand von Vokalisationen, Gesten und spezifischen Körperhaltungen miteinander. Sie leben nach dem Verlassen der Eltern erst bis zu zwölf Jahre in Nichtbrüternverbänden und verpaaren sich dann auf Lebenszeit. Paare passen über die Jahre ihre Kommunikationssignale aneinander an, das heißt, ihre Vokalisationen werden immer ähnlicher.

Wie können Menschen und Raben besser miteinander leben?

Der Rabe wurde vergiftet, abgeschossen und erschlagen. Er kam ursprünglich in ganz Deutschland als Brutvogel vor, war jedoch zwischenzeitlich ausgerottet. Mittlerweile kehrt er zurück und ist sogar im Grüngürtel von einigen Städten zu hören. Wir Menschen sollten nun sinnvolle Strategien entwickeln, unsere Artenvielfalt zu erhalten, Lebensräume zu schützen und unseren blauen Planeten auch bewahren.

Der mit der Socke



FOTO: VERLAG ESSLINGER / ANNET RUDOLPH

Schon lange bevor alle Welt von Cameos oder Serien-Crossovers sprach, wuchs **der kleine Rabe Socke** über seinen künstlerischen Ursprung hinaus. Vor 25 Jahren startete der gefiederte Frechdachs als Titelheld der Bilderbuchreihe „Alles meins!“ aus der Feder der Illustratorin Annett Rudolph und Kinderbuchautorin Nele Moost. Schon zwei Jahre später war der rabenschwarze Vogel mit gelbem Schnabel und orangen Füßen, wobei den linken stets eine rot-weiß-geringelte Socke bedeckt, als wiederkehrendes Element in „Unser Sandmännchen“ zu sehen. Als teilaniimierte Kurzfilm-Serie wurden der Figur ganze zwei Staffeln à 26 Folgen gewidmet. Die Geschichten rund um den frechen, vorlauten und teilweise dreisten, aber immer loyalen und gutherzigen Rabauken handeln von den großen und kleinen Abenteuern, die er zusammen mit seinen vielen Freunden wie Eddi-Bär, Kleiner Dachs, dem Hasen Löffel oder auch Wildschwein Stulle erlebt. Das liest sich auf den ersten Blick umfangreich und vielschichtig – und das ist es auch. Schließlich sollen sich die kleinen und großen Fans des Raben mal mehr und mal weniger mit ihm identifizieren und wertvolle Lektionen fürs Leben mitnehmen. Und wer kein ausgemachter Leser oder Serien-Gucker ist, dem kann auch geholfen werden: Socke hat es nämlich in bisher drei ganzen Filmen auf die Kinoleinwand geschafft. *jest*

Der Star



FOTO: COURTESY EVERETT COLLECTION/PA

„Ristletee, rostletee / hey donnie-dosilty / knickety-knackety / rusty-quo-quality / now, now, now...“ Es ist wohl eine der beklemmendsten Szenen im Horrorthriller **Die Vögel** von Alfred Hitchcock (Foto): Während die Kinder in der Schule von Bodega Bay, rund 50 Kilometer nördlich von San Francisco an der kalifornischen Küste, die zahllosen Nonsens-Strophen eines schottischen Volkslieds herunterstapen, nimmt Tippi Hedren als Melanie Daniels auf dem Schulhof vor einem Klettergerüst Platz, raucht nervös eine Zigarette und bemerkt – anders als der Kinozuschauer – zunächst gar nicht, dass sich das Klettergerüst hinter ihr zunehmend mit allerlei Rabenvögeln füllt. Was wiederum der Kinozuschauer – anders als Tippi Hedren – nicht bemerkt: Die bedrohlichen Federviecher auf dem Gestänge sind größtenteils unbewegliche Attrappen (*siehe Plastikrabe*), unter die der Vogeldressur Ray Berwick eine Handvoll echter Tiere gemischt hatte. *lubö*



FOTO: YOUTUBE / 20TH CENTURY STUDIOS

Der Schaurigste

Am Anfang war es wohl noch eine Eule. Doch als sich der US-Schriftsteller Edgar Allan Poe Mitte des 19. Jahrhunderts daran machte, sein wohl bekanntestes Gedicht fertigzustellen, wechselte er das Federvieh und nannte es auch beim Namen: **The Raven** (Der Rabe). Die Handlung der 108 Schauverse: Ein Mann betrauert den Tod seiner Geliebten und wird dabei von einem Raben heimgesucht, der ihn auf seine existenziellen Fragen die immergleiche Antwort – „Nevermore“ (Nimmermehr) – gibt und ihn damit in den Wahnsinn treibt. Seit der Erstveröffentlichung des Gedichts 1945 in einer New Yorker Zeitung wurde es immer wieder parodiert und adaptiert – unter anderem etwa von der Progrock-Combo Alan Parsons Project, die Poes Werk 1976 ein ganzes Konzeptalbum widmete oder von der TV-Trickserie „The Simpsons“, die daraus 1990 eine kleine Halloween-Episode machte – mit dem aufmüpfigen Bart Simpson als „Nimmermehr, nimmermehr“-krakelender, gefiederter Quälgeist (Foto). Ob allerdings die anhaltende Begeisterung für das Poe-Poem tatsächlich darin zu suchen ist, dass – wie der Dichter selbst in einem Essay zur Gedicht-Entstehung schrieb – der Tod einer schönen Frau ja wohl ohne Zweifel das poetischste Thema der Welt ist, sei dahingestellt. *lubö*

Der Unglückliche

Ende der 1860er-Jahre, also kaum später als Edgar Allan Poes namenloser Rabe (*siehe dort*), erblickte auch in Deutschland ein prominenter Vertreter seiner Spezies das Licht der Welt: **Hans Huckebein**. Mit gewohnt spitzer Feder und gespickt mit allerlei gewalttätigem Slapstickhumor zeichnet Wilhelm Busch in der gleichnamigen Bildergeschichte das kurze, zwangsdomestizierte Rabenleben Huckebeins – vom Fang in der freien Wildbahn bis zum unfreiwilligen Tod durch Erhängen in Tante Lottes guter Stube. Gerade mal 48 Zeichnungen und Zweizeiler braucht Busch, bis es am Ende heißt: „Die Bosheit war sein Hauptpläsier. Drum“ – spricht die Tante – „hängt er hier!“

Doch anders als etwa bei Huckebeins entfernten Anverwandten „Max und Moritz“ ist von der behaupteten Übeläterei des Unglücksrabens in seinem tatsächlichem Gebaren nur sehr wenig zu erkennen. Neugier, Spieltrieb, Ungeschick? Gewiss. Die unterstellte „Bosheit“ aber ist ein Trugschluss – und die Moral von der Geschicht: „Trau Tante Lotte lieber nicht.“ *lubö*

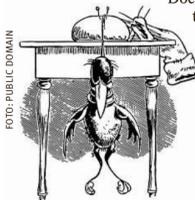


FOTO: PUBLIC DOMAIN

Der künstliche Platzhalter

Kleine Anekdote: Kürzlich wollte eine Stadtaube ihr Nest unbedingt oben im 4. Stock auf der Fensterbank vorm Küchenfenster bauen. Doch jedes Stöckchen, mit dem die Taube von weit her geflogen kam, um den Nestbau zu beginnen, wurde, kaum war sie wieder weg, vom Wind in den Hinterhof geweht. Anders als dem Spatzenhim der Taube im 4. Stock blieb ihre Si-



syshusarbeit den Hauswartsleuten im Parterre nicht verborgen, weshalb sie darum baten, dem unnützen Tauben vorzugaukeln, dass das vermeintlich ruhige Plätzchen gar keins ist. Denn, so der Beipackzettel: „Der Anblick von Raben oder Krähen löst bei Tauben ein natürliches Fluchtverhalten aus.“ Was dort nicht steht: Hat man fürs Fensterbrett gerade keinen Plastikraben zur Hand, erfüllt diese leicht verstaubte Kunststoffstockente, die man vor Jahren mal vom Flohmarkt mit nach Hause brachte, denselben Zweck. *lubö*

gem Kunststoff“ sollen, strategisch platziert, dafür sorgen, den unliebsamen Tauben vorzugaukeln, dass das vermeintlich ruhige Plätzchen gar keins ist. Denn, so der Beipackzettel: „Der Anblick von Raben oder Krähen löst bei Tauben ein natürliches Fluchtverhalten aus.“ Was dort nicht steht: Hat man fürs Fensterbrett gerade keinen Plastikraben zur Hand, erfüllt diese leicht verstaubte Kunststoffstockente, die man vor Jahren mal vom Flohmarkt mit nach Hause brachte, denselben Zweck. *lubö*

Der mit der Maske

Hand aufs Herz: Wer fühlte sich während der immer noch anhaltenden Pandemie nicht irgendwann ins späte Mittelalter zurückversetzt? Isolation von Kranken, Häuserblöcke unter Quarantäne und dann immer diese Masken. Pestärzte waren so etwas wie die Vorgänger der Intensivpfleger. Nur dass sie mit bereits damals fragwürdigen Methoden arbeiteten, wie Aderlässen oder dem Setzen von Fröschen auf Beulen und gerne mal doppelt abkassierten. Erst bei der Stadt und dann bei den Kranken. Doch im Gegensatz zum heutigen Krankenhauspersonal war man sich der Bedeutung ihres gesellschaftlichen Beitrages durchaus bewusst. Zweifelhafte als ihr Ruf ist hingegen ihr Aussehen. Es gibt nur zwei belegte Nachweise (eine Schilderung von 1656 aus Rom und Skizzen von 1721 aus Marseille), dass Pestärzte wirklich **Rabenmasken** mit langem Schnabel als Aufbewahrungskammer für etwaige Riechpfeifen oder Duftschwämme trugen. Damals wusste man zwar noch nichts von Aerosolen, vermutete aber, dass sich die Krankheit auch durch Stoffe in der Luft verbreitete. Zusammen mit dem Rest der Schutzkleidung – bodenlanger Mantel, Handschuhe, ein Stab, um die Patienten nicht berühren zu müssen – ergab sich ein entmenslichendes Bild, das in späteren Jahrzehnten stets zur Mahnung vor erneuten Seuchen genutzt wurde. *jest*



FOTO: PICTURE ALLIANCE / ANG-IMAGES

Ein rabenschwarzer Tag

Unglücksrabe, Rabeneltern: Die krächzenden Singvögel aus der Familie der Corvidae genießen wahrlich nicht den besten Ruf – zu Unrecht. Eine kleine Würdigung von Hans Huckebein bis Edgar Allan Poe

Die Doppelgänger

Die Gelschnabelster (engl. magpie) ist ein sogenannter Endemit. Das heißt: Gelschnabelstern kommen nur in einer bestimmten, räumlich begrenzten Umgebung vor – im Fall der Gelschnabelstern in den Gebirgstälern südlich von San Francisco. Zwei von ihnen hatten jedoch in der Nachkriegszeit ein zweites Zuhause gefunden: den TV-Bildschirm, wo sie von 1946 bis 1966 (in Anlehnung an die janusköpfige Doppelgänger-Story von „Dr. Jekyll und Mr. Hyde“) als **Heckle und Jekle** ihr Unwesen trieben. Dass sich der US-Trickfilmzeichner, Regisseur und Produzent Paul Terry für das Zwillingsmotiv seiner „Talking Magpies“ entschied, hatte aller Wahrscheinlichkeit nach aber nicht nur komödiantische, sondern auch praktische Gründe: Wenn jedes Bild eines Cartoons von Hand ge-

zeichnet werden muss, spart man sich mit zwei identischen Figuren eine Menge Arbeit. Optisch ununterscheidbar hatten die beiden jedoch noch eine weitere Gemeinsamkeit: Sie redeten, wie ihnen der Schnabel gewachsen war – der eine in derbem New Yorker Slang, der andere mit feinem britischem Akzent. Auseinanderhalten konnte man sie dadurch aber trotzdem nicht; wer von beiden wer war, ist bis heute Gegenstand von Spekulationen. Dass Terrys Magpies bis heute von vielen für Raben gehalten werden, hat übrigens zwei Gründe: Zum einen zählen die Gelschnabelstern zoologisch tatsächlich zur den Rabenvögel. Zum anderen sehen sie auch einfach so aus. *lubö*



FOTO: CINEMA LEGACY COLLECTION / PICTURELUX



FOTO: PICTURE ALLIANCE / CPA MEDIA CO. LTD

Die Reporter

Vier Augen sehen mehr als eins, wusste schon der einaugige Göttervater Wotan alias Odin. Nicht umsonst wird er in den Sagen und Legenden der nordischen Mythologie auch als „Hrafnagud“, also „Rabengott“ bezeichnet. Jeden Morgen schickt Odin seine beiden Raben **Hugin und Munin** hinaus oder besser hinunter in die Welt, die er von seinem Palast Walaskialf aus nur aus der Ferne überblicken kann. Die beiden Raben sind seine Augen und Ohren: Den ganzen Tag lang flattern sie eifrig rund um den Globus und sammeln alle Neuigkeiten und Nachrichten der Menschenwelt. Am Abend landen sie wieder auf den Schultern des obersten Wesens und krächzen ihm die gesammelten News ins Ohr. Dass Odin neugierig und wissensdurstig ist, zeigt schon das fehlende Auge – einst bezahlte er damit nämlich einen Schluck aus dem Brunnen des Wissens. Doch um wirklich „up to date“ zu bleiben, braucht er eben auch seine fliegenden Messenger. Wie stark Odin seine Geisteskräfte an sie outgesourct hat, verraten bereits die Namen der beiden Vögel. Hugin soll „Vernunft“ oder „Seele“ bedeuten, Munin „Wissen“ oder Gedächtnis“. Man könnte den abends immer gut informierten Odin eigentlich fast schon als Erfinder, ja sogar als Gott des Journalismus bezeichnen. Allerdings ist er ein sterbliches Wesen, den Weltuntergang „Ragnarök“ überlebt er den Weissagungen zufolge nicht, während es für die beiden Raben Hugin und Munin keine sichere Prognose gibt. Wahrscheinlich berichten die beiden gefiederten Reporter einfach weiter. *anwa*

Der Kroat

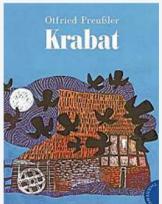


FOTO: THIEMANN VERLAG

Wer sich schon immer ein wenig gewundert hat über den ungewöhnlichen Titel von Ottfried Preußlers Jugendbuch **Krabat** – er ist aus dem Kroatischen entlehnt, bedeutet „Kroat“ und verweist ursprünglich auf den unheimlichen kroatischen Offizier Johann von Schadowitz. Dessen Schauergeschichte geisterte im 19. Jahrhundert durch den sorbischen Kulturkreis, geriet dann aber in Vergessenheit. Geblieben sind seine Gebeine (gefunden bei Renovierungsarbeiten an der Pfarrkirche von Wittichenau) – und der Name Krabat, der in der sorbischen Sagenwelt fortan aber einen unschuldigen Zauberlehrling bezeichnete. Und als solcher fand Krabat dann auch Eingang ins Preußlers gleichnamige Geschichte vom sorbischen Waisenjungen, der gemeinsam mit anderen Gesellen in einer vermeintlichen Mühle in die Geheimnisse der Schwarzen Magie eingeweiht wird und sich immer wieder teils erzwungen, teils freiwillig in einen Raben verwandelt. Preußler selbst nannte es „die Geschichte aller jungen Leute, die mit der Macht und ihren Verlockungen in Berührung kommen und sich darin verstricken“. Immerhin hat die Geschichte bei Preußler ein Happy End. *lubö*



Cord Riechelmann ist Autor der Buches „Krähen“. FOTO: HWA JA GOETZ

Ein Singvogel, gefangen im Mythos des Todesboten

Raben haben schlichtweg nicht den besten Ruf. Warum das so ist, und warum sie eigentlich sehr faszinierende Vögel sind, darüber hat **Jonas Stein** mit **Cord Riechelmann**, dem Autor der Werke „Krähen: Ein Portrait“ sowie „Vögel: Vom Singen, Balzen und Fliegen“, gesprochen.

Herr Riechelmann, Rabenvögel sind vielen Menschen unheimlich. Warum ist das so?

Cord Riechelmann: Weil viele Krähen- oder Rabenvögel, die Begriffe sind Synonyme, groß und schwarz sind und sich unter anderem von Aas ernähren. Dadurch wurden sie immer wieder mit dem Tod in Verbindung gebracht.

Die Urkrähe stammt aus Neuguinea. Wann siedelten sie sich in Europa an? Und wie kam es dazu?

Genau lässt sich das nicht sagen. Sicher ist aber, dass Krähenvögel, die heute in mehr als 120 Arten fast den ganzen Erdball besiedeln, immer schon da waren, wo Menschen erst noch hinkommen sollten. Ursprünglich im tropischen Regenwald zu Hause, erwiesen sich die Vögel als äußerst anpassungsfähig und konnten so fast alle Lebensräume besiedeln, die die Erde zu bieten hat.

Wann entstanden die ersten Mythen um diese Vögel?

Wahrscheinlich mit dem ersten Zusammentreffen von Krähen und Menschen. Die Vögel sind auffällig und begleitet Menschen von Anfang an. Wobei das Zentrum der Krähengeschichten und -mythen in Zentralasien zu vermuten ist und von da aus wanderten die Geschichten zu den Inuit nach Kanada und Grönland und erreichten schließlich die Kelten und die Stämme der Nordländer.

Welchen Verlauf nahm ihr popkulturelles Ansehen dann?

Grob kann man sagen, dass sie immer schon auch als Trickster, als schlau und eben trickreich geschickt angesehen worden sind. Während sie aber in Asien und in den indigenen Mythen Amerikas immer als Trickster und Schöpfungsvögel zugleich angesehen wurden, wurden sie in Europa ab dem Mittelalter nur noch zu Todesvögeln. Einen so üblen Ruf wie in Europa auf dem Sprung in die industrialisierte Moderne haben sie sonst nirgendwo. In Indien gibt es in manchen Städten so etwas wie Altenheime für Krähen, wo man schwache und verletzte Vögel abgeben kann.

Haben die Tiere ihren schlechten Ruf zu Unrecht?

Absolut. Zum einen weil sie keine Raub- oder Greifvögel, sondern Singvögel sind. Krähen können, weil sie weder den Krummschnabel noch die Greiffüße von Greifvögeln haben, nicht mal einem Eichhörnchen oder einer Ratte das Fell aufhacken. Zum anderen, weil sie sich nur zu sehr geringen Teilen von fleischlicher Nahrung ernähren. In der Hauptsache sind sie Vegetarier und Abfallverwerter. Weggeworfene Pommes essen sie gern.